

Tagungskommentar

zur Tagung „Frau Macht Konkurrenz“, 11. – 13. März 2011, Evangelische Akademie Tutzing

Dr. Margit Wehrich (Universität Augsburg)

Ich habe mit diesem Tagungskommentar eine Aufgabe übernommen, die ich mich sehr freut, die aber auch schwierig ist.

Zum einen gibt es für einen Tagungskommentar keine feste Form wie z.B. für einen Vortrag: Sie wissen nicht, was Sie erwartet, und ich weiß andererseits nicht so recht, was Sie von mir erwarten – da können wir uns also leicht verfehlen.

Zum anderen soll sich ein Tagungskommentar ja auf die Tagung beziehen – man kann ihn nicht vorher schreiben, zumindest nicht ganz. Ich habe dieses Problem jetzt so zu lösen versucht: Ich habe ein Raster benutzt, von dem ich gehofft habe, dass es offen genug ist für das, was auf der Tagung passiert (und zudem auch noch für eine eigene Botschaft).

Und es kommt noch eine Besonderheit hinzu: Auch das Tagungsteam hatte ja Erwartungen an mich – es hat sich gewünscht, dass es auch darum gehen soll, was wir alle auf dieser Tagung tun. Es soll also nicht nur um die vorgetragenen und diskutierten Inhalte gehen, sondern auch um das konkrete Handeln der Beteiligten der Tagung: Wir haben uns gedacht, wir können hier ganz konkret beobachten, was wir mit unserer Macht machen.

Aus diesen Erwartungen bzw. Aufgaben werde ich jetzt das Folgende machen – als erstes aber eine Vorbemerkung:

Ich finde, dass das eine sehr interessante, sehr dichte und auch sehr angenehme Tagung ist – voller „geballter Klugheit“ (wie Michaela Pichlbauer sagte) und großem Reflexionspotential. Ich glaube, wir haben alle viel nachgedacht über uns und unsere Standpunkte – und wir haben sie zum Teil sogar revidiert. Und man sieht: Wir sind alle gerne hier!

Aber jetzt zu meinem Kommentar:

Ich arbeite immer mal wieder mit einem soziologischen Modell, in dem Macht und Konkurrenz eine große Rolle spielen und in dessen Kern die sozialen Abstimmungsprobleme stehen, in die Personen geraten, wenn das, was sie tun wollen, davon abhängig ist, was andere tun – was ja meistens der Fall ist. Es ist ein handlungstheoretisches Modell, und wir fanden, dass das zum Thema unserer Tagung ganz gut passt. Dieses Modell werde ich als meine Richt-

schnur für diesen Kommentar nehmen. Ich werde Ihnen dieses Modell vorstellen und es auf die Handlungs-Probleme beziehen, über die wir diskutiert haben – und auch auf die ganz konkrete Situation, in der wir uns befinden bzw. diese Tage hier in Tutzing befunden haben.

Bevor ich das Modell vorstelle, möchte ich noch mal rekapitulieren, um was es uns auf dieser Tagung geht. So weit ich das sehe, geht es ja mindestens um dreierlei:

Erstens: Es ist vorangegangen mit der Gleichberechtigung – Rechte konnten zunehmend wahrgenommen werden, und in der Folge gibt es immer mehr Frauen, die nicht nur Rechte haben, sondern auch Macht. Das wiederum hat nun ein neues Problem aufgeworfen (aber das ist ja oft so): Wie gehen Frauen mit ihrer Macht um? Die Verknüpfung von Frauen und Macht ist ein seltsames Narrativ – darüber haben wir ja einiges gehört (so etwa über die Regeln der Männer, die wir zwar übernehmen können, aber dann sehen, dass sie keine Regeln für Frauen sind). Der Assoziationsraum, der sich da öffnet, soll sich ändern. Über die Wege einer Veränderung haben wir auch einiges gehört (so zum Beispiel über die Machtbasen, die es zu nutzen gilt).

Zweitens: Es geht hier auch um Vernetzung – es ist ein Ziel dieser Tagung, Vernetzung weiterzubringen – und zwar die Vernetzung von Frauen- und Genderforschung und die Vernetzung der Genderforschung mit der Gleichstellungspolitik und der Diversity-Perspektive.

In dieser Vernetzungsfrage stecken – drittens – weitere Probleme: Eines davon ist das Verhältnis von Genderforschung und Gleichstellungspolitik. Beides geht offensichtlich nicht so einfach zusammen.

Mein Kommentar wird sich auf diese drei Themen beziehen – aber er wird das von einer allgemeineren Warte aus tun und hierfür eine sozialtheoretische Heuristik benutzen, die ich Ihnen jetzt vorstellen möchte:

Ich habe zwei leitende Thesen:

Einmal: Handlungsprobleme hängen von der Situation ab – und nicht (nur) von den Motiven, Erfahrungen und Kompetenzen der an dieser Situation Beteiligten, sondern von deren Konstellation. Ich finde, dass es sich lohnt, genauer hinzuschauen, in welcher Problemsituation wir uns jeweils befinden.

Zum anderen: Es geht hier um Macht. Was ist eigentlich Macht? Macht ist auch in der Soziologie ein unscharfer Begriff – oder anders: der Begriff bezeichnet ein Phänomen, das nicht so einfach dingfest zu machen ist. (Auch das haben wir ja hier gehört.)

Ich möchte es mit der folgenden Definition versuchen, und die ist sehr weit:

Macht ist in (fast) jeder Handlungssituation da. Sie gehört zum Handeln. Dennoch ist Macht offensichtlich eine Kategorie, die Probleme aufwirft, wenn man sie auf Gender bezieht.

Ich fange mal mit der zweiten These an – und mit einem Vorschlag, wie sich Macht genauer fassen lässt: Macht hat etwas mit Beziehungen, Ressourcen und Interessen zu tun. Wenn ich über eine Ressource verfüge, an der (oder an deren Auswirkungen) Sie interessiert sind (auch deshalb, weil Sie davon betroffen sind), habe ich Macht – und das heißt, ich habe die Chance, Sie dazu zu bringen, etwas zu tun, was Sie sonst wahrscheinlich nicht getan hätten.

Das geht aber schon dann nicht mehr, wenn Sie sich nicht (oder nicht mehr) für das interessieren, worüber ich verfüge – weil sich die Interessen ändern oder weil es Alternativen gibt. Macht ist also etwas Relationales (das hat auch Hildegard Maria Nickel betont) und deshalb auch etwas Flüchtliges.

Überall da, wo Menschen in einem solchen Verhältnis zueinander aufeinandertreffen, geht es rund – hier fängt Gesellschaft erst an. Denn dann haben die Beteiligten ein Interesse, soziale Beziehungen einzugehen. Hätte jede, was sie wollte und würde sich auch nur dafür interessieren, wäre das vielleicht das Paradies – aber ein langweiliges Paradies nach menschlichen (und vor allem nach soziologischen) Maßstäben.

Anders formuliert: Wenn das Erreichen meiner Ziele davon abhängig ist, was andere tun, muss ich mich mit ihnen abstimmen – abstimmen kann dabei vielerlei heißen: Man kann Austausch betreiben (netterweise ist es ja oft so, dass das Interesse an anderen oder an ihren Ressourcen ein wechselseitiges Interesse ist) – das ist dann kein allzu großes Problem. Es kann aber auch ein Herrschaftsverhältnis resultieren, das ich bestätigen, aber auch dagegen aufbegehren kann; und man kann Vertrauen schenken, sich solidarisieren, sich vernetzen, aber auch kämpfen – übrigens mit allen Mitteln.

All diese Abstimmungsmechanismen gründen auf Machtverhältnissen – wenn man sie so definiert, wie ich das tue. Ich denke, jetzt sind wir dort, wo es für uns hier interessant wird: Was machen wir mit diesen machtgewichteten Beziehungen?

Meine Antwort ist erst einmal diese: Das kommt nicht nur auf das Geschlecht, sondern auch auf die Situation an – bestimmte Problemsituationen legen auch bestimmte Strategien nahe.

Die Situationen, auf die es ankommt, lassen sich systematisieren. Ich arbeite jetzt drei Problemsituationen heraus (eigentlich sind es Dilemmata) – und stelle sie vor, indem ich mich auf unsere Veranstaltung und unsere Themen beziehe.

Erstens: Koordinationsprobleme

Koordinationsprobleme werden als relativ einfache Probleme gehandelt, aber vielleicht sind sie sogar die kompliziertesten. Hier geht es darum, die jeweiligen Handlungen zu koordinieren – also etwa sich zu treffen. Das ist das Hauptziel – es ist nicht so wichtig, wo wir uns treffen, sondern dass das geschieht. Hier muss man in der Regel nicht (wett)kämpfen oder Vertrauen investieren. Es genügt, wenn wir alle den Ort und den Zeitpunkt kennen. Wir alle haben uns treffen wollen und machen das in Tutzing – das kann dann auch ruhig jemand beschließen, dass das so ist. Dann kann das organisiert und angekündigt werden (das kann man nicht immer) – und ich werde dann kein Interesse haben, woanders hin zu gehen, wenn ich Sie alle treffen möchte. Und auch Sie nicht, denn wir haben ja alle das Interesse, Personen zu treffen, die Interesse an unserem Thema und die entsprechende Expertise haben – und mit denen wir uns ja auch noch besser vernetzen wollen.

Ganz problemlos ist so eine Koordination allerdings auch nicht. Es könnten zum Beispiel zu viele Interessentinnen sein, so dass nicht alle teilnehmen können – es könnten auch so wenige Interessentinnen sein, dass sich die Veranstaltung nicht lohnt. Der Ort kann für die eine oder andere zu weit weg sein – oder besonders schön wie dieser, so dass da noch ein zusätzlicher Anreiz besteht.

Und wir haben hier nun auch noch den besonderen Fall erlebt, dass einige Referentinnen nicht teilgenommen haben, weil sie ein Signal an Dritte senden wollten: Sie wollten hier nicht auftreten und damit Protest einlegen dagegen, dass die Akademie Herrn Sarrazin zur Frühjahrstagung des Politischen Clubs eingeladen hat. Das hat natürlich mit Macht zu tun: Die Teilnehmerinnen sind davon ausgegangen, dass sie der Akademie durch ihre Teilnahme Reputation verleihen – diese Reputation wollten sie der Akademie entziehen.

Und Sie sehen, wie stark die Effekte hätten sein können: Sarrazin hätte eingeladen werden können – das wäre dann eine erfolgreiche Demonstration von Macht gewesen. Es hätten aber auch noch mehr Referentinnen und Teilnehmerinnen absagen können, so dass die Tagung schließlich nicht hätte veranstaltet werden können. Es geht hier um einen sozialen Prozess, an

dem viele beteiligt sind und aufeinander reagieren. Eine einzelne Referentin hat dann plötzlich die Macht, durch ihr Handeln die kritische Schwelle zu überschreiten, jenseits derer auch die anderen absagen werden. Ihre Macht liegt dann in ihrer Position in einer bestimmten Konstellation.

Das Tagungskomitee hätte die Tagung auch absagen können – für alle diese Fälle hätte die Koordination nicht geklappt.

Es ist anders ausgegangen. Sie haben gesehen, wie machtvoll die Tagung trotzdem war: Der Akademiedirektor hat uns besucht, mit uns gesprochen und sich unseren Einwänden gestellt.

Es ist hier schon fast die Pointe meines Kommentars zu sehen: Hier ging es um einen Konflikt, und Konflikte lassen sich auf mehrere verschiedene Arten bearbeiten – in diesem Fall auf eine kooperative Art. (So kooperativ war das dann aber auch wieder nicht. Ich komme darauf noch zurück).

Aber im Fazit: Es gab Protest, der Protest wurde gehört, und die Tagung konnte trotzdem stattfinden.

Eine Tagung zu veranstalten ist eine wunderbare Idee, wenn man Vernetzung vorantreiben will. Denn: Die Teilnehmerinnen müssen keine Vorleistungen erbringen oder aktive Beiträge leisten, wenn sie nicht wollen (die Organisatorinnen und Referentinnen schon, aber das wird auch auf die eine oder andere Weise honoriert). Man kann zudem erwarten, dass das Ganze auch Spaß macht – es geht um eine wichtige Sache, aber man wird auch ganz individuell dafür belohnt, dass man sich engagiert: Man lernt etwas, das man selbst nutzen kann (siehe etwa die Veranstaltung von Zita Küng). Und man ist an diesem schönen Ort zu Gast, der – da gibt es ja Erfahrungen damit und eine Tradition – viele Chancen für Kommunikation bietet.

Die Soziologin Annette Schnabel hat eine interessante Untersuchung über die Frauenbewegung als eine soziale Bewegung gemacht und festgestellt, dass das auch deshalb so gut funktioniert hat, weil Frauen nicht nur an der Erreichung eines wichtigen Ziels für alle (also an einem öffentlichen Gut) gearbeitet haben, sondern auch für sich persönlich etwas gewinnen konnten – sie haben an einer Art Selbsthilfegruppe teilgenommen.

Wäre das nicht so gewesen, wäre ein Problem quasi eingebaut gewesen: Man könnte sagen, lass die anderen machen! Die erkämpften Rechte kommen dann auch mir zugute, und ich muss nicht demonstrieren gehen, öffentlich auftreten, mit anderen streiten, jede Menge Zeit investieren und so weiter. Aber: Dann würde ich auch nicht in den Genuss kommen, Gemeinschaftserlebnisse zu haben, mich selbst durch andere kennenzulernen, neue Freundinnen ge-

winnen, durch diese Anerkennung bekommen usw. (Das Abstimmungsproblem, das dahinter steckt, ist das zweite Problem, mit dem ich mich hier beschäftigen werde: das Kooperationsproblem. Dazu komme ich noch).

Doch erst noch einmal zurück zum Koordinationsproblem: Für die Bearbeitung dieses Problems in seiner Reinform braucht man kein Vertrauen, auch keine Solidarität, und auch keine Herrschaft: Es reicht aus, wenn alle wissen, wo man sich trifft.

Das stimmt – aber es steckt noch eine andere Tücke in diesem Problem. Hinter den angeblich so einfachen Koordinationen stecken komplexe soziale Ordnungen. Es geht ja nicht nur um Treffpunkte, sondern auch um Koordinationen anderer Art: Wir handeln Konventionen aus und etablieren Normen, wie wir uns zu verhalten und zu äußern haben. Das geschieht nicht über eine Anordnung von oben: Wir halten uns wechselseitig dazu an, auf eine bestimmte Weise zu argumentieren, uns zu kleiden, uns zu bewegen.

Der französische Soziologie Jean-Claude Kaufmann hat das in einer Studie über das Verhalten am Strand veranschaulicht, in der es um die soziale Normierung des Oben Ohne geht. Das sieht erst einmal wie eine private Entscheidung aus – aber wer, wie und auf welche Weise was darf, wird bis in die kleinste Geste hinein sozial kontrolliert – und zwar von den Teilnehmerinnen an dieser Veranstaltung selbst: vom Strand, wie Kaufmann sagt. Das geschieht auf eine leibliche Art und Weise, mit Blicken und Bewegungen. So hat „der Strand“ Macht – das Ergebnis ist eine zwar dynamische, aber doch sehr klare soziale Ordnung.

Ich erzähle das deshalb, weil wir „die Tagung“ so betrachten können wie „den Strand“ – als einen machtvollen kollektiven Akteur, der ein Koordinationsproblem dadurch löst, dass wechselseitige Verhaltenserwartungen etabliert und durchgesetzt werden.

Denn wie machen wir das eigentlich, eine solche Tagung hinzukriegen, auf der niemand endlose Statements hält, auf der man zuhört und auch Persönliches berichtet, das wiederum wertschätzend aufgenommen wird? Wir schaffen anscheinend alle zusammen eine bestimmte Atmosphäre, und diese bildet sich in diesem runden Raum auch auf den Gesichtern ab: Wir nicken, wir lächeln, und alle sehen alle – und alle wissen, dass sie gesehen werden (wie am Strand). Aber wir können auch sanktionieren: Wir murren und schütteln die Köpfe – und auch das sieht jede und jeder. Auch der Akademiedirektor hat das gesehen.

Auch doing gender ist eine hoch normierte und gleichzeitig von uns allen getragene soziale Praktik, die in jede Situation eingelassen ist. Die Aktualisierung der Geschlechtszugehörigkeit im Handeln löst Koordinationsprobleme, stiftet Identität und lässt sich auch strategisch ein-

setzen. Wir wissen dann besser, was wir voneinander zu erwarten haben – ich finde, wir haben uns auch auf dieser Tagung als Frauen inszeniert und damit unsere Erwartungen aneinander aktualisiert und auch bestätigt.

Aber doing gender hat auch ungleichheitsrelevante Folgen. Etwa, wenn Macht als männlich gerahmt wird und Care als weiblich: In einem aktuellen Forschungsprojekt zum Thema „work life balance“ wurde vor kurzem eine Fallgeschichte vorgestellt, in der ein Mann in einer Führungsposition seinen Arbeitskollegen jahrelang verschweigt, dass er seine Mutter pflegt – und sich auch keine Hilfe holt, denn er will ja alles alleine schaffen. Und ein anderer sagt, die Pflege seiner Eltern war gar nicht so sehr das Problem – richtig problematisch war, dass die Arbeitskollegen hierfür überhaupt kein Verständnis hatten, sondern gesagt haben, der spinnt doch.

Zweitens: Kooperationsprobleme

Nun wieder zurück zu Annette Schnabel und der Frauenbewegung. Hier sind wir beim zweiten Abstimmungsproblem, beim Kooperationsproblem. Das unterscheidet sich von der reinen Koordination dadurch, dass andere den Anreiz haben, nicht zu kooperieren – nämlich dann, wenn ihnen in den Sinn kommt, sie könnten ihren Beitrag auch nicht leisten und von den Beiträgen der anderen profitieren. Oder wenn sie – vice versa – erwarten, dass die anderen das tun. Das klingt hart, und vielleicht sagt die Tagung gleich, so sind wir doch nicht! Aber ich sage das deshalb, weil Kooperation in dieser Perspektive eine Herausforderung ist und nicht selbstverständlich. Wir erwarten doch anscheinend von uns, dass wir kooperativ sind, koste es, was es wolle. Vielleicht sollten wir da nicht so streng mit uns sein – denn eigentlich ist es erklärungsbedürftig, dass es klappt. Und vielleicht ärgern wir uns ja doch immer wieder mal darüber, dass andere von unseren Aktivitäten profitieren (beispielsweise von unserem Engagement in Sachen Gleichberechtigung) und unser Engagement nicht so recht würdigen.

Wenn wir Kooperation als Aufgabe sehen, können wir nach den Mechanismen suchen, die das Problem bearbeitbar machen – und uns dabei beobachten, wie wir das Problem lösen.

Man kann z.B. tauschen bzw. implizite oder auch explizite Verträge schließen (Zita Küng hat das ja mit uns gemacht). Man kann aber auch Verhaltenserwartungen installieren, Verstöße sanktionieren und die Einhaltung belohnen, indem man weiter kooperiert oder eben auch nicht.

Und man kann Vertrauen aufbauen, dass die einseitige Kooperation letztendlich nicht ausgenutzt wird. Das wiederum ist auch nicht so einfach – und schön zu beobachten, wie das hier auf der Tagung erfolgreich geschehen ist: über Gespräche, in denen man sich näher kennenlernt und Infos darüber bekommt, wie man sich wechselseitig einzuschätzen hat – aber auch über die gemeinsame Empörung wie gestern Abend bei den Nachrichten über die Reaktionen auf die Reaktorkatastrophe in Japan. Wir sehen dann: Wir regen uns über das Gleiche auf, und das stiftet Gemeinschaft. Die Netzworkebildung, die ja auf dieser Tagung weiter vorangebracht werden soll, ist natürlich eine wichtige Quelle für die Herstellung von Solidarität.

Aber auch hier gibt es Schattenseiten: Die starke positive Bewertung von Kooperation und Solidarität kann auch Probleme verdecken. Ich hatte den Eindruck, dass es zwischen Genderforschung und Gleichstellungspolitik Konflikte gibt, die sich durch die einvernehmlichen „Wünsche an die Forschung“, die die Gleichstellungsfrauen geäußert haben, nicht beilegen lassen.

Und noch ein Wermutstropfen: Solidarität hat auch ihre nichtintendierten Schattenseiten für andere – nämlich für diejenigen, die nicht zum Netzwerk gehören. Und das ist nicht nur das jeweils andere Geschlecht. Die Schattenseiten lassen sich auch aktiv produzieren. In der Sozialtheorie gibt es den Begriff der „negativen Solidarität“: Eine solidarische Gruppe kann zusammen Pferde stehlen – aber das sind dann die Pferde der anderen.

Drittens: Ungleichheitsprobleme

Und damit sind wir bei meinem dritten Problem: Konkurrenz spielt dann eine Rolle, wenn es um Ungleichheits- oder Verteilungsprobleme geht. Diese Problemsituation sieht so aus, dass mehrere Personen ein Ziel haben, das nur eine erreichen kann (oder einige auf Kosten anderer): etwa eine Führungsposition.

Das Problem ist natürlich hoch interessant. Denn in einem idealtypischen Ungleichheitsspiel ist Kooperation nicht die Lösung der Wahl – und das ist aber auch nicht schlimm. Die lateinische Wurzel von Konkurrenz bedeutet „zusammen laufen, um die Wette laufen“, so dass es wohl eher auf die Mittel ankommt, mit denen das Problem bearbeitet wird.

Als ich uns gestern Mittag im Park auf den Liegestühlen gesehen habe, ist mir eine soziologische Story eingefallen, die ich sehr gern mag und in der sehr viel steckt – sie stammt von Heinrich Popitz. Sie zeigt, dass Verteilungsprobleme auch so fatal sein können, dass sie letzt-

endlich unlösbar sind. Darin geht es um ein Kreuzfahrtschiff, auf dem die Liegestühle Gemeineigentum waren – war ein Stuhl frei, konnte ihn benutzen, wer ihn gerade brauchte, Belegsymbole wurden nicht akzeptiert.

Dann kam eine kleine Gruppe an Bord, die die Liegestühle okkupierte – auch für den Fall, dass sie sie gerade nicht brauchte. Sie setzten sich auf die Liegestühle und machten sie zu ihrem Privateigentum – und der Nebenmann bewachte den Liegestuhl, wenn man ihn verließ.

Die Konsequenz: Der ursprünglichen Gruppe gelang es nicht mehr, die Ausgangssituation herzustellen – man konnte jetzt höchstens versuchen, sich selber auf die Stühle zu setzen und sie bewachen zu lassen. Das ging aber auch nicht so recht, denn die anderen ließen einen ja gar nicht ran. Und es wäre ja auch nicht das gewesen, was man wollte.

Popitz zeichnet im Weiteren schön nach, wie die neue Eigentumsordnung institutionalisiert wurde, wie sich Macht verfestigte und eine ganz neue soziale Ordnung entstand – eine Ordnung mit Positionen und Verfahren, an denen man sich fortan orientierte, wenn man etwas erreichen wollte. Eine Revolution gelang auch nicht, denn die unterprivilegierte Gruppe wusste ja nicht recht, was sie für den Fall des Sieges erwartete – für alle reichten die Liegestühle ja nicht, und man würde in eine ähnliche Ordnung geraten, so lange die anderen da waren. Im Nachhinein hätte man die neue Gruppe gar nicht an Bord lassen dürfen.

Hier hätte die ursprüngliche Schiffsbesatzung gleich am Anfang kämpfen müssen – bevor aus einem kleinen Vorteil ein großer wurde und eine soziale Ordnung entstand, an der sie sich fortan und zu ihrem eigenen Nachteil orientieren musste.

Ich weiß gar nicht, ob diese Geschichte schon mal auf das Problem Macht und Gender angewandt wurde. Das würde sich sicher lohnen.

So ausweglos sind Ungleichheitsprobleme aber nicht immer. Es macht ja angeblich sogar Spaß, mit solchen Problemen umzugehen – leider aber eher den Männern. Sie sind, wie wir gestern gehört haben, nicht gekränkt und nehmen es auch nicht so persönlich wie wir.

Drei Bemerkungen dazu:

Erstens: Die Lust am Ungleichheitsspiel muss jetzt auch nicht so toll sein: Denn dass wir uns in einem Ungleichheits- oder Verteilungsspiel befinden, gilt nur für das Spiel selbst! Bleiben wir bei dem Beispiel „Kampf um eine Führungsposition“ – wenn ich gewonnen habe, habe ich anschließend wieder Kooperationsprobleme zu lösen. Es ist deshalb nicht auszuschließen, dass der Auswahlmechanismus „Wettkampf“ die falschen Leute selegiert: diejenigen, die

eben dieses Spiel gut beherrschen und auch dort spielen, wo es gar nicht angebracht ist – denn es verschleudert Ressourcen.

Wenn wir bei der Parabel des Kreuzfahrtschiffs bleiben: Die alte kooperative Ordnung wäre die bessere gewesen, aber sie lässt sich nicht aufrechterhalten, wenn es eine Gruppe gibt, die ein Ungleichheitsproblem daraus macht – das müssen freilich keineswegs nur die Männer sein.

Zweitens: Oft aber sieht es nur so aus, als wären wir in einem reinen Ungleichheitsspiel – dabei würde Kooperation mehr Erfolg versprechen. So lässt sich zum Beispiel oft auch in Situationen kooperieren, in denen es erst einmal um Konkurrenz geht: Wenn ich gewinne, kooperiere ich mit der Partnerin, die verloren hat – und vielleicht eine einflussreiche Position woanders bekommen hat.

Drittens: Meine Botschaft besteht darin, aufzupassen, in welcher Situation wir uns jeweils befinden. Wir müssen lernen, in den Situationen zu konkurrieren, in denen es tatsächlich angesagt ist und das auch akzeptieren. Denn zu konkurrieren ist kein persönlicher Makel – es liegt an der Situation und ihrer Logik, ob es angebracht ist.

Da wir gut kooperieren können, sollten wir aber auch in Konkurrenzsituationen nach Kooperationsgewinnen suchen.

Aber gleichzeitig müssen wir höllisch aufpassen, dass wir nicht zu sehr kooperieren – nämlich in den falschen Situationen. Denn das können wir auch gut: Wir leisten Haus-, Familien- und Pflegearbeit und halten unseren männlichen Partnern den Rücken frei, ohne dass wir aufpassen, was wir dafür bekommen.

Zitierte Literatur:

Kaufmann, Jean-Claude (1996): Frauenkörper Männerblicke. Konstanz: UVK.

Popitz, Heinrich (1968): Prozesse der Machtbildung. Tübingen: Mohr.

Schnabel, Annette (2003): Die Rationalität der Emotionen. Die neue deutsche Frauenbewegung als soziale Bewegung im Blickfeld der Theorie rationaler Wahl. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Literatur zur hier verwendeten Heuristik der sozialen Abstimmungsprobleme:

Weihrich, Margit; Dunkel, Wolfgang (2007): Doing Gender in der Interaktiven Arbeit – ein handlungstheoretischer Vorschlag zur Verbindung der Geschlechter- und Arbeitssoziologie. In: Aulenbacher, Brigitte; Funder, Maria; Jacobsen, Heike; Völker, Susanne (Hrsg.) (2007): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 61-77.

oder

Weihrich, Margit (2007): Netzworkebildung und Netzworkemanagement – Ein sozialtheoretischer Kommentar. In: equalmünchen: Erfolgreiche Integrationswege durch Kompetenzentwicklung. Innovative Projektansätze der EQUAL-Entwicklungspartnerschaft MünchenKompetent – Kompetenzentwicklung im Großraum München. München, September 2007, S. 104-108.

Kontakt:

Forschungseinheit Sozioökonomie der Arbeits- und Berufswelt

Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät

Universität Augsburg

Universitätsstraße 2

86159 Augsburg

Telefon: (0821) 598 4094 (Sekretariat) oder (089) 26023888 (home)

Email: margit.weihrich@phil.uni-augsburg.de

Homepage: www.philso.uni-augsburg.de/lehrstuehle/soziologie/sozio4/team/weihrich/
www.interaktive-arbeit.de/